

Die fünfziger Jahre im autobiographischen Rückblick

Herausgegeben von
Günter Häntzschel
Sven Hanuschek
Ulrike Leuschner

et+k

edition text + kritik

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-86916-259-1

Umschlagentwurf: Ole Häntzschel, Berlin/Thomas Scheer, Stuttgart,
unter Anlehnung an den originalen Schutzumschlag von Gottlieb Ruth
zu Wolfgang Koeppens Roman „Das Treibhaus“, Scherz & Goverts, Stuttgart 1953

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlages. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© edition text + kritik im Richard Boorberg Verlag GmbH & Co KG, München 2013
Levelingstraße 6a, 81673 München
www.etk-muenchen.de

Satz: Claudia Wild, Konstanz

Druck und Buchbinder: Laupp & Göbel GmbH, Talstraße 14, 72147 Nehren

Inhaltsverzeichnis

Editorial	7
Erinnerungen aus erster Hand	
Manfred Arpe: Manchmal war es anders. Aus einem biographischen Roman	15
Ingrid Bachér: Die Kleine – verschwundene – Freiheit	33
Fritz Deppert: Bahnhofstraße Nr. 5	37
Eckhard Henscheid: Aus: Denkwürdigkeiten – Aus meinem Leben . . .	40
Christoph Meckel: Chanson von der Rechnung	47
Das kann er lesen	48
Grundstein	49
Helmut Ulrich: James Dean	50
Autobiographien	
Hermann Gätje: „Jetzt will eine neue Ordnung entstehen, und ich komme nicht mehr mit.“ Otto Flakes Autobiographie und Autofiktion in den 1950er Jahren	55
Stephan Braese: „Es galt das schattenlose Jetzt.“ Peter Zadek, Marcel Reich-Ranicki und Fritz J. Raddatz übersiedeln in die Bundesrepublik Deutschland	66
Zygmunt Mielczarek: Erinnerungen im Wandel der Zeit und „Zauberei auf Papier“. Grass, Zuckmayer, Hensel	92
Barbara Wiedemann: „uns Überlebenden“. Günter Grass häutet seine Zwiebel	105
Thomas Zenetti: Der stereoskopische Blick. Erinnerungen an die DDR der fünfziger Jahre in Stefan Heyms <i>Nachruf</i>	133
Autobiographische Romane	
Marco Falcone: Im ständigen „Aufbruch“ biographische Kontinuität objektiv konstruieren. Erinnerungskonzepte in Ursula Höntsch-Harendts Lebensberichten zwischen Kriegsende und Aufbaujahren der DDR . . .	153

Evelyne Polt-Heinzl: Als das Leben nicht und nicht beginnen wollte. Hannelore Valencaks Roman <i>Vorhof der Wirklichkeit</i> als Bericht über das Heranwachsen in Krieg und Wiederaufbau	173
Ulrike Böhmel Fichera: „Auf dem Weg anderswohin“. Elisabeth Plessens Roman <i>Das Kavalierhaus</i> (2004)	189
Lutz Hagedstedt: Bösartigkeit und Zurückgebliebenheit. Walter Kempowskis Spiegelungen der fünfziger Jahre	206
Edgar Platen: „Nein, antwortete ich [...]. Ich bin gegangen. Ich habe die Schule ganz einfach verlassen“. Erfahrene „Enge“ und gewählte „Aufbrüche“ in den fünfziger Jahren. Zum ‚auto-biographischen‘ Erinnern in Peter Härtlings <i>Leben lernen</i>	224
Giusi Zanasi: <i>Morbus biographicus</i> . Hans-Ulrich Treichels Trilogie des Scheiterns	236
Paola Quadrelli: „Man hat kein anderes Material als seine eigenen Erfahrungen“: Rückblicke auf die Anfänge der sozialistischen Schule in Uwe Johnsons <i>Jahrestage</i>	259
Rolf Selbmann: „Wie soll ich mich nennen?“ Wie autobiographisches Schreiben aus den 1950er Jahren in die 1960er wandert. Am Beispiel literarischer Namen bei Ingeborg Bachmann und Max Frisch	280
Jürgen Egyptien: Freundschaft im Zeichen der Dichtung. Zur Differenz der ästhetischen Positionen von Benno Ohnesorg und Uwe Timm in dessen Erzählung <i>Der Freund und der Fremde</i>	299
 Lyrik	
Ingvild Folkvord: Sachlichkeit, Pathos und strategisches Manövrieren. Bertolt Brecht liest sein Gedicht <i>An die Nachgeborenen</i>	319
Cettina Rapisarda: Gedichte und Gegengedichte. Erich Frieds <i>Befreiung von der Flucht</i>	333
Die Beiträgerinnen und Beiträger	355
Adressenverzeichnis der Beiträgerinnen und Beiträger	363
Personenregister	367

Editorial

Die bisher erschienenen Bände unseres Jahrbuchs gelten der Literatur der fünfziger Jahre unmittelbar, indem sie sich einzelnen Autoren – Wolfgang Koeppen, Alfred Döblin – oder übergreifenden Themen widmen – der Behandlung des Zweiten Weltkriegs, den Anfängen der DDR-Literatur, dem herausragenden Jahr 1959, weiblichen Autoren, der deutschsprachigen Schweizer Literatur, den Gattungen Komik, Satire und Groteske. Aus vielfältigen Perspektiven haben die Beiträge zu den genannten Schwerpunkten zeigen können, dass die noch immer gebräuchliche Einschätzung dieser Dekade und ihrer Literatur als Restauration mittlerweile obsolet ist. Zweifellos ist ein ungebrochenes Weiterschreiben bewährter Muster und Inhalte über die Weimarer Republik und das ‚Dritte Reich‘ hinweg zu konstatieren, aber neben der Kontinuität zeichnet Diskontinuität diese Dekade aus. Während in der DDR die Doktrin des sozialistischen Realismus die Aufbau-Literatur bestimmt, keimen in der Bundesrepublik Ansätze und Experimente, sich von den kompromittierten Schreibhaltungen und der kontaminierten Sprache des NS-Staats zu befreien, wie sie ähnlich – wenn auch bisher zu wenig beachtet – in Österreich im Gange sind, während in der Schweiz gleichzeitig die Spuren der ‚Geistigen Landesverteidigung‘ zu verschwinden beginnen. Zwar sind im ergiebigen Literaturjahr 1959 die letzten NS-Autoren immer noch auf dem Markt, die sogenannten ‚Inneren Emigranten‘ bleiben aktiv, aber die exilierten und nach 1945 debütierenden Autoren erreichen immerhin die Überzahl.

Nach über einem halben Jahrhundert Distanz scheint es reizvoll, die Perspektive einmal zu wechseln und statt der in den fünfziger Jahren veröffentlichten Literatur nun *die fünfziger Jahre im autobiographischen Rückblick* wahrzunehmen. Ein Projekt, das trotz des seit Jahren anhaltenden Interesses an der Gedächtnis- und Erinnerungskultur noch nicht systematisch in Angriff genommen worden ist und zu dem hier erste Ansätze vorgelegt werden. Es erweist sich als Glücksfall, dass es uns gelungen ist, sechs Autorinnen und Autoren für ihre Erinnerungen an diese virulente Zeit zwischen Aufbruch und Verdrängung gewinnen zu können. Im Stil des autobiographischen Erlebnisromans, der ironischen Lebensbeschreibung, des magischen Realismus, des wehmütig-heiteren Rückblicks und der lyrischen Verfremdung melden sich, zwischen 1930 und 1942 geboren, Manfred Arppe, Ingrid Bachér, Fritz Depert, Eckhard Henscheid, Christoph Meckel und Helmut Ulrich gewissermaßen als ‚Zeitzeugen‘ zu Wort. Die Perspektivenvielfalt dieser Bilder von den

fünfziger Jahren konvergiert in ihrem Bezug zur nach- und weiterwirkenden nationalsozialistischen Vergangenheit.

Die Analysen der bereits veröffentlichten Erinnerungswerke zeigen, wie stark auch in ihnen der Dämon des ‚Dritten Reichs‘ noch im Mittelpunkt steht. Wirft er im Osten durch die Ablösung der kommunistischen Doktrin neue Probleme auf, so erschwert oder lähmt er im Westen die Entwicklung liberaler und oppositioneller Impulse in der Öffentlichkeit und durchdringt nicht minder die private Existenz: Verstrickung, Verdrängung, Verschweigen, Beschönigen oder Eingeständnis bilden fundamentale Themen der autobiographischen Texte. Die Spannung zwischen Gebundenheit und Freiheit, Altlast und Neubeginn prägt die unterschiedlichen Formen der Lebensbeschreibung – Autobiographien, autobiographische Romane und Erzählungen, Erinnerungsglyrik – und reicht von der Autofiktion bis in die Fiktion hinein, deren Symbiose oft die Faktizität in ihrer Wirkung übertrifft.

Autobiographien

Hermann Gätje stellt am Beispiel Otto Flakes einen schon in der Weimarer Republik erfolgreichen Autor vor, der sich im Nationalsozialismus eher zurückhielt und daher nach 1945 auf ein Comeback hoffte, allerdings vergeblich. Seine Autobiographie zeigt die fünfziger Jahre in keinem günstigen Licht. Flake kritisiert ethische und moralische Mängel, bedauert die amerikanisierenden Tendenzen und muss vor allem erfahren, wie wenig sein konservatives literarisches Konzept noch gefragt ist, obwohl seine Bücher im Bertelsmann Lesering noch einmal kurzfristig hohe Auflagen erzielen.

Stephan Braeses Analyse der Autobiographien von Peter Zadek, Marcel Reich-Ranicki und Fritz J. Raddatz, die jeweils aus einem anderen Land 1958 in die Bundesrepublik einreisten, zeigt, wie empfindlich die restaurativen fünfziger Jahre in die Existenz dreier Kulturschaffender eingegriffen haben, deren Wirken die deutschsprachige Kultur der anschließenden Jahrzehnte prägend mitgestaltet hat.

Zygmunt Mielczarek vergleicht die Erinnerungen von Günter Grass, Carl Zuckmayer und dem Theaterkritiker Georg Hensel als Selbstpräsentation vor dem Hintergrund der fünfziger Jahre und entdeckt in ihren verschiedenartigen autobiographischen Schreibweisen und Perspektiven sowie dem gemeinsamen Versuch, gegen das Vergessen anzugehen, ein konturenreiches Bild der westdeutschen Nachkriegsära, zu dem die hier genannten Schriften zur Kulturszene entschieden beitragen.

Barbara Wiedemann erkennt in Günter Grass' 2006 veröffentlichtem Erinnerungsbuch *Beim Häuten der Zwiebel* eine enge Verbindung zwischen dem Geständnis, der Waffen-SS angehört zu haben, und dem Schweigen gegenüber seinem einst freundschaftlich verbundenen, potenziellen Adressaten Paul Celan; die doppelte Last hat Grass zu seinem mit dem Jahr 1959 endenden Buch veranlasst. Die minutiöse Analyse der in gewundener Sprache, kryptischem Stil und verschleiender Konstruktion gehaltenen Diktion zeigt den Autor sich unbewusst-bewusst von seiner Schuld freisprechen wollend, womit er mehr in den fünfziger Jahren steht, als ihm lieb sein kann.

Unter den Erinnerungsbüchern aus der DDR nimmt Stefan Heyms *Nachruf* von 1988 eine Sonderstellung ein. Seine permanente Außenseiterposition – als Jude und Linker in Deutschland, Exilant in der Tschechoslowakei, deutscher Einwanderer und Sozialist in den USA und schließlich ‚amerikanischer Schriftsteller mit DDR-Pass‘ – bewirkt einen ambivalenten Blick voller Hassliebe auf die fünfziger Jahre der DDR. Thomas Zenetti weist nach, dass Heym sich zwar als Zeitzeuge präsentiert, seine Leser aber von Anfang an vor der Verlässlichkeit seiner subjektiven Erinnerungen warnt, sodass sich seine innere Biographie eher über den Rückgriff auf sein erzählerisches Werk erschließt.

Autobiographische Romane

Die Schwarz-Weiß-Malerei von westdeutschem Opferdiskurs und ostdeutschem Schuldiskurs hinsichtlich der Beurteilung und Nachwirkung des Nationalsozialismus führte zu zwei unterschiedlichen Formen ideologischer Erinnerungspolitik in den autobiographischen Zeugnissen: Der Flucht- und Vertreibungsliteratur in der BRD steht die Umsiedlungsliteratur in der DDR gegenüber, die im Laufe ihres 40-jährigen Bestehens permanenten Veränderungen, Anpassungen und notwendigen Nachjustierungen ausgesetzt ist. Unter derart ideologisch fließenden Umständen autobiographisch zu schreiben, bedeutete für die DDR-Autoren, bereits verarbeitete Gedächtnisinhalte umzustrukturieren, um den jeweilig erinnerten Zeiten gerecht zu werden. Marco Falcone untersucht diesen verordneten Wandlungsprozess an zwei 1985 und 1990 veröffentlichten autobiographischen Romanen von Ursula Höntsch-Harendt und zeigt, wie sich unter dem Druck der geopolitischen Entwicklungen die Perspektive auf die erinnerte Zeit verschiebt und versucht wird, über Reorganisation der Gedächtnisinhalte eine neue Identitätskontinuität zu finden.

Evelyne Polt-Heinzl konstatiert, dass in der Literaturgeschichte Österreichs die lange unterdrückte sprachexperimentelle Avantgarde der Wiener Gruppe bis heute allein für den literarischen Neuanfang steht, während man die erzählende Literatur pauschal der verkrusteten Nachkriegsrestauration zuordnet. Vergessen sind dagegen die frühen Versuche, die jüngste Vergangenheit und die Nachkriegsrealität zu erzählen. Ein Auftakt zu deren Erforschung bildet ihre Analyse des autobiographischen Romans *Vorhof der Wirklichkeit* von Hannelore Valenczak. Dieses mentalitätsgeschichtliche Porträt der fünfziger Jahre in Form einer Lebensgeschichte bietet ein realistisches Abbild der überkommenen Strukturen des literarischen Lebens und des deformierten Geschlechterverhältnisses der Zeit.

Den ersten Teil ihres autobiographischen Romanwerks, *Mitteilung an den Adel*, legte Elisabeth Plessen 1976 vor. Der radikalen Abrechnung mit ihrer konservativen Kaste – die Familie gehört dem schleswig-holsteinischen Adel an – folgte 2004 der zweite Teil, der zeitlich dem ersten vorangeht. Geschildert wird in *Das Kavalierhaus* die Internatszeit der Heranwachsenden in den fünfziger Jahren. Ulrike Böhmel Fichera untersucht die narrativen Voraussetzungen des als „Roman“ annoncierten Werks im Grenzbereich zwischen Fiktion und Ego-Dokument und arbeitet heraus, wie die Auseinandersetzung mit den Verwicklungen der Elterngeneration in den Nationalsozialismus die Ich-Erzählerin in eine Adoleszenzkrise führt.

Lutz Hagedstedt liest Walter Kempowskis 1984 als letzten Teil der *Deutschen Chronik* veröffentlichten Roman *Herzlich Willkommen* parallel zu dem 2012 posthum herausgegebenen Tagebuch des Verfassers. In diesem Kontext erweist sich der umstrittene Roman – Hans Magnus Enzensberger erkannte in ihm eine produktive Kafka-Rezeption, Robert Gernhardt missverstand ihn als humoristisches Buch – als sarkastisch-bittere Lektion über die fünfziger Jahre, die Kempowskis zentrales Thema der folgenden Werke initiierte, die historische Hypothek des Stalinismus und des Nationalsozialismus, insbesondere des Holocaust in beiden deutschen Gesellschaften.

„Jede Autobiographie ist eine phantastische Lüge.“ Unter diesem Motto problematisiert Edgar Platen die umstrittene Gattung autobiographischen Schreibens in den Dimensionen von persönlichem Erinnern bis erfundener Lebensrekonstruktion am Beispiel von Peter Härtlings *Leben lernen*, einem Text, in dem die fünfziger Jahre permanent zwischen Enge und Aufbruchversuchen in den Blick geraten.

Giusi Zanasi untersucht Hans-Ulrich Treichels 1998 bis 2008 erschienene biographisch fundierte und zu einer Trilogie sich fügende Romane unter doppelem Aspekt: als tabuisierte Tragödie der Nachkriegszeit, die das Schicksal

der Vertriebenen heraufbeschwören, und als grundlegende Thematik der Möglichkeiten autobiographischen Schreibens. Die Analyse konvergiert mit der vom Verfasser verteidigten bis heute anhaltenden Aktualität der in den fünfziger Jahren erlittenen Verlusterfahrung, zu deren Gestaltung in Romanform ihn die epochale Wende von 1989 motiviert habe.

Als Lehrstücke fürs Leben, gewonnen aus eigener Erfahrung, beschreibt Uwe Johnson in dem vierteiligen Romanzyklus *Jahrestage* die Schulzeit seiner Protagonistin Gesine. Paola Quadrelli untersucht die Auswirkung von Johnsons eigenen Erlebnissen auf seine Poetik und vergleicht unter autobiographischer Hinsicht den nationalsozialistischen Schulalltag mit dem realsozialistischen der Stalinzeit. In Verbindung mit einer Schulepisode von Gesines Tochter Marie im demokratischen New York arbeitet sie heraus, wie in Johnsons Werk das autonome Milieu Schule unter jeder Herrschaftsform Gewalt ausübt. Trotz der Kritik lasse Johnson aber dem sozialistischen Unterricht, da er ihm durch das Erlernen der dialektischen Methode zum Denken verholffen habe, Gerechtigkeit widerfahren.

Die Mühen der personalen Selbstfindung in der gesellschaftlichen Neukonstituierung der fünfziger Jahre manifestieren sich literarisch beispielhaft in den Werken von Ingeborg Bachmann und Max Frisch. Rolf Selbmann untersucht, wie die 1962 desaströs endende vierjährige Liebesbeziehung zwischen der Dichterin und dem Schriftsteller untergründig die (auto-)biographisch konnotierte Namenswahl ihrer literarischen Figuren mit Bedeutung auflädt. Bleiben die Namen in Frischs Roman *Stiller* (1954) noch spielerisch an der Oberfläche, reflektiert Bachmann 1956 skizzenhaft die identitätsstiftende Stabilität von *Namen* als eine scheinbare. Was sie 1960 in ihrer vierten Frankfurter Poetikvorlesung dazu weiter ausführt, wird 1971 in ihrem „Todesarten“-Roman *Malina* zur Aufspaltung der Figuren unter verschiedenen Namen führen. Frisch dagegen reagiert 1964 auf Bachmanns poetologische Ausführungen mit dem Roman *Mein Name sei Gantenbein*, in dem der auktoriale Entwurfsmodus die Identität der literarischen Figuren illusionistisch ins Wanken bringt.

Jürgen Egyptiens Beitrag gilt Uwe Timms literarischer Dokumentation seiner Freundschaft mit Benno Ohnesorg, die der Autor rückblickend in der autobiographischen Erzählung *Der Freund und der Fremde* 2005 veröffentlicht. Dient sie primär der ‚Reprivatisierung‘ einer politisch okkupierten Person und deren ästhetischer Position, so führt die Erinnerung an Ohnesorg zugleich zu Reflexionen über die gesellschaftlichen Folgen seines Todes, der im Grunde als Folge des restaurativen politischen Klimas der fünfziger Jahre zu verstehen ist.

Lyrik

Ingvild Folkvord widmet sich Bertolt Brechts in den 1930er Jahren entstandene Exilgedicht *An die Nachgeborenen*, das der Autor 1953 im Kontext der Ereignisse des 17. Juni in einem performativen autobiographischen Akt inszeniert. Seine von der Forschung bisher kaum beachtete Rezitation wird im Vergleich zur Rezeption der schriftlichen Version in ihren spezifischen Merkmalen analysiert, wobei die politische Kontinuität zwischen Exilsituation und aktueller Gegenwart der fünfziger Jahre im geteilten Deutschland zum Ausdruck kommt.

Im Kontext des gesamten Werks von Erich Fried untersucht Cettina Rapisarda seinen 1968 veröffentlichten Gedichtband *Befreiung von der Flucht*, in dem der Autor seine zehn Jahre zuvor erschienenen *Gedichte* mit neu hinzugefügten ‚Gegengedichten‘ konfrontiert. Sie sollen aus der distanzierten Sicht des politischen und persönlichen Wendepunkts die Texte der fünfziger Jahre ergänzend, erweiternd und vertiefend aktualisieren oder ihnen sogar entschieden widersprechen. Erich Frieds Lyrik steht nicht nur im Gegensatz zu der in den fünfziger Jahren allgemein üblichen Verdrängung von Nationalsozialismus und Judenverfolgung, sondern entwirft auch ein erweitertes und differenzierteres Verständnis des Exils und seiner Literatur: Wie sein Freund Michael Hamburger lehnt Fried, dessen persönliche Exilerfahrung bis in die 1980er Jahre reicht, die Beschränkung bis auf die Zeit von 1945 ab.

Erinnerungen aus erster Hand

Manfred Arppe

Manchmal war es anders

Aus einem biographischen Roman

Die zehnwöchige Grundausbildung in diesem Barackenlager – man munkelte, dass die Nazis hier eine ihrer Reichsbräuteschulen unterhalten hatten – mussten auch jene Grenzer absolvieren, die später auf den Grenzbooten ihren Dienst versehen würden.

„Kein Problem“, dachte Martin, „alles gediente Zeit.“

* * *

„Panzer von links!“ Die jungen Grenzsoldaten warfen sich auf den Boden. „Vertiefungen nutzen!“, riefen die Ausbilder. Eines Tages mussten sie ein Wasserhindernis überwinden. Die Mehrzahl der Männer nahm es mit Humor, obwohl sie ahnten, was am Abend eines solchen Tages bevorstand: Ausrüstung in Ordnung bringen, gründliche Kontrolle durch die Ausbilder. Sie kämpften sich durch das Wasser. Martin bemerkte, wie ein Grenzsoldat kurz hinter ihm zum nahen seitlichen Ufer ausweichen wollte.

„Ich kann nicht mehr!“, rief der.

Sein Nebenmann wollte ihn mit nach vorn ziehen, schaffte es jedoch allein nicht. „Nur wenn alle Mitglieder eines sozialistischen Kampfkollektivs ans Ziel gelangen, gilt die Norm als erfüllt“, war durch die Ausbilder gesagt worden. Martin schwamm einige Meter zurück und half den beiden anderen, dasjenige Ufer zu erreichen, an dem ein roter Wimpel das Ziel markierte. Der Soldat, der seitlich hatte ausweichen wollen, saß am Orientierungspunkt völlig teilnahmslos in sich zusammengesunken. Auf das Kommando „Sammeln!“ rührte er sich nicht vom Fleck. Einige Grenzer wollten ihm beim Aufstehen behilflich sein, doch er riss sich los und schrie mit schriller Stimme: „Das mache ich nicht mehr mit!“ Die Vorgesetzten isolierten ihn von der Truppe und führten den Widerstrebenden zu einem Sanitätskrankenwagen.

* * *

Die Kontrollen der Bekleidung und Ausrüstung fielen zur Freude der Grenzsoldaten an diesem Abend milde aus. Die Gruppenführer sagten Ungewohntes: „Na, ja, morgen ist ja auch noch ein Tag“, und ähnliche Dinge. Sonst hatte es

bei derartigen Anlässen Bemerkungen gehagelt wie: „Das nennen Sie sauber? – gleich noch einmal, aber dalli, dalli – sonst ...!“ Was dieses ‚sonst‘ bedeutete, war bekannt: Liegestütze bis zum Liegenbleiben, Kniebeugen bis zum Umfallen. Auch Strafexerzieren am späten Abend war üblich, wobei es nicht Strafexerzieren, sondern ‚Training des Gleichschritts‘ genannt wurde.

An diesem Abend aber war durch die Führung Freizeit für den nachfolgenden Vormittag befohlen worden. Das hatte es bisher nicht gegeben. Heute war alles so anders. Auf den Fluren der Unterkünfte ertönte das Kommando: „Heraustreten in Sportbekleidung!“, das sich eher wie eine freundliche Einladung anhörte. Nach dem Heraustreten durften die Marschkolonnen „Ohne Tritt!“ gehen, was bedeutete, einmal keinen Gleichschritt einhalten zu müssen. Wenn auch mancher der Grenzer aus der Erfahrung der ersten Wochen in diesem Ausbildungslager noch immer eine Falle, eine Finte, hinter dem ungewohnten Gebaren der Vorgesetzten vermutete, wurde er eines Besseren belehrt – eines Besseren im besonderen Sinne.

Die Marschkolonnen bewegten sich auf den Strand zu. Eine untergehende glutrote Sonne stand am Horizont über der durch die leichte abendliche Dünung bewegten See. Es war ein milder Sommerabend. Unterhalb der Steilküste waren Lagerfeuer entfacht worden. In großen gusseisernen Kesseln kochte herrlich duftender Kesselgulasch. Es gab frisch gebackenes Brot. Zwiebelschmalz stand bereit und Apfelschmalz. Es gab Speck und rote Zwiebeln und weiße. Richtige Salami gab es – ungarische Salami – und Gewürzgurken und saure Gurken. Tee mit Rum wurde ausgeschenkt – grusinischer Tee. Zigaretten wurden gereicht, russische Papirossi mit und ohne Filter. Und dann sangen sie voller Inbrunst:

Durchs Gebirge, durch die-hi Steppe zog
uns're kühne Divi-hi-sion,
hin zur Küste dieser weißen,
heiß umstrittenen Bastion.

Und die zweite, dritte und vierte Strophe. Und dann, mit großem Pathos, die letzte:

Und so jagten wir das Pack zum Teu-heu-fel,
General und Ataman.
Unser Feldzug fand sein Ende
erst am Stillen Ozean.

In die dann eingetretene feierliche Stille hinein sprach ein Leutnant, Mitglied der Politabteilung – an jedem der Lagerfeuer saß an diesem Abend ein Mitglied der Politabteilung oder ein höherer Vorgesetzter: „Unser Feldzug wird an den Ufern des Atlantiks sein Ende finden. Auch jene Menschen, die im Westen unseres Landes und in anderen westlichen Ländern zurzeit noch im alten, zum Sterben verurteilten kapitalistischen System leben müssen, werden sehr bald erkennen, welches das bessere Gesellschaftsmodell ist. Sie werden die alten Unterdrücker davonjagen und uns auf unserem wahrhaft den Menschen dienenden Wege nachfolgen. Und Ihr, meine lieben jungen Grenzer und Klassenbrüder, werdet bis dahin an unseren Landesgrenzen auf Friedenswacht stehen – auf Friedenswacht als Garanten dafür, dass uns keiner in die Suppe spucken kann.“ Nach einer Pause andächtigen Schweigens fügte er hinzu: „Der Frieden – unser Frieden – muss geschützt werden – geschützt vor jenen Kräften im Westen, die ihn stören wollen und die versuchen, den Aufbau unserer neuen sozialistischen Ordnung zu verhindern.“

* * *

Die zehnwöchige Grundausbildung war zu Ende. Großes Strammstehen.

Ein General sprach: „Eine hohe Ehre ist es, die Grenzen unserer Deutschen Demokratischen Republik gegen die ewig Gestrigen verteidigen zu dürfen. Ihr, meine lieben jungen Grenzsoldaten, seid es, die Ihr unseren friedlichen Aufbau schützen werdet. Dafür gebührt Euch Dank und Anerkennung durch die Partei der Arbeiterklasse, die Regierung und Armeeführung sowie des gesamten werktätigen Volkes. An einer Grenze werdet Ihr stehen, die uns von dem System trennt, das der Vergangenheit angehört, an jener Grenze, die ein Bollwerk ist gegen den Klassengegner. Seid Euch stets des großen Vertrauens bewusst, das die Partei und alle friedliebenden Menschen in Euch setzen. Ihr seid es, die Ihr später Euren Kindern und Kindeskindern sagen könnt, dass Ihr dabei gewesen seid, als die Welt ein neues Gesicht bekam. Lasst uns auch in der heutigen Stunde nicht vergessen, dass unser friedliches Leben unzählige Opfer gekostet hat, Opfer, deren Andenken wir stets in Ehren halten wollen.

In unverbrüchlicher Waffenbrüderschaft mit der ruhmreichen Roten Armee, im Andenken an deren Kämpfer, lasst uns am heutigen Tage geloben, dass wir das Werk, was jene begonnen haben, in Ehren halten und zu einem siegreichen Ende führen werden ...“ Martins Gedanken schweiften ab. Nicht etwa, dass er erwogen hätte, seinen Entschluss rückgängig zu machen, mit einem Ereignis jedoch, das sich während der zurückliegenden Wochen zugetragen hatte, war er nicht einverstanden:

Drei junge Männer wollten nach den ersten Tagen der Grundausbildung ihren Dienst nicht fortsetzen. In der offiziellen öffentlichen Darstellung war dies vor der Vereidigung jedem Menschen freigestellt. Diese drei waren vor dem gesamten in Formation angetretenen Personalbestand mit Schimpf und Schande aus dem militärischen Objekt hinaus eskortiert worden. „In unserer neuen, sozialistischen Gesellschaft dürfen Menschen so nicht behandelt werden“, hatte Martin dazu im Politunterricht argumentiert. Unmittelbar danach wurde er zum Politstellvertreter des Kommandeurs, einem Major, befohlen. Der hatte versucht, Martin in dem Sinne zu beeinflussen, dass die Handlungsweise der Vorgesetzten bezüglich jener drei Männer gerechtfertigt gewesen sei. Es war ihm nicht gelungen, Martin war bei seiner Auffassung geblieben: „Mein Gerechtigkeitsempfinden sagt mir etwas anderes. Wer einen Eid auf unsere Republik und die Partei geleistet hat, darf keinen Rückzieher machen. Vor der Vereidigung jedoch soll jeder frei über sein Leben entscheiden dürfen, ohne dass man ihn der Lächerlichkeit preisgibt und ihn erniedrigt“, sagte er.

* * *

Am Tage nach der Vereidigung wurden die Grenzer an ihre Einsatzorte gebracht. Beim Absitzen von den Fahrzeugen – nirgendwo eine blaue Uniform, auch nicht der vertraute Geruch nach Hafen, Tang und Teer. An diesem Ort: keine Anzeichen dafür, an einem Standort der Grenzpolizei-See angekommen zu sein. Keine Marineuniform – nirgendwo. Kommandos und Antreten auf einem großen betonierten Platz. Aus den Fenstern der umliegenden Gebäude sahen Landgrenzer der älteren Jahrgänge auf die Szene: „Die Neuen sind da, können gleich anfangen mit Latrineputzen“, rief einer.

Wieder Kommandos, die Gaffer verschwanden von den Fenstern. Zu Militärmusik näherten sich in der Sonne glänzende offene Geländefahrzeuge, in denen ein General sowie weitere Offiziere mit hohem Dienstgrad standen. Der General mit seinem Gefolge stieg aus und erhielt Meldung über die Ankunft der neuen Grenzsoldaten. „Genossen Grenzsoldaten, ich begrüße Sie und heiße Sie willkommen zu Ihrem Ehrendienst an der Grenze zum Klassengegner. Seien Sie sich dessen bewusst, dass Partei und Regierung unserer geliebten Deutschen Demokratischen Republik, des ersten wahrhaft menschenwürdigen Staates auf deutschem Boden, Ihren Einsatz zu würdigen wissen ...“

Den weiteren Verlauf der Rede nahm Martin nur noch unbewusst zur Kenntnis. Er war so in Gedanken versunken, dass er das Kommando „Wegtreten, Sachen aufnehmen!“, verpasste. Einige Grenzer lachten. Martin re-

agierte nicht. ‚Hier liegt ein Missverständnis vor, ich muss die Sache klären‘, dachte er. Er schaute sich nach einem Vorgesetzten um.

Im näheren Umkreis nur junge Unteroffiziere, die mit Zetteln in den Händen laut Namen riefen, um die Angekommenen zu Gruppen, Zügen und Kompanien zu formieren. Ob Martin wollte oder nicht, er musste sich einreihen. Seine Unruhe nahm zu. Eine steile Zornesfalte bildete sich zwischen seinen Augen. „Erstmal mitmarschieren“, sagte Maximilian, Martins neuer Freund, „klärt sich alles noch auf.“ – „Wenn nicht, werde ich es klären, und zwar noch heute“, antwortete Martin.

Die Angekommenen wurden durch Unteroffiziere zu den Quartieren gebracht. Dort sollten sie auf weitere Weisungen warten. Also wurde gewartet, wobei der Spruch „Die meiste Zeit des Lebens wartet der Soldat vergebens“ die Runde machte.

Jetzt betrat ein kleiner pausbäckiger Unteroffizier den Raum, ein lautes „Aaachtung!“ ertönte. Die Grenzsoldaten nahmen Grundstellung ein: Hacken zusammen, Fußspitzen eine Kolbenbreite auseinander, Gesäß angespannt, die Soldaten sagten dazu: „AZ“ („Arschbacken zusammen!“), Brust raus, der Blick ist frei geradeaus. Die Arme hängen zwanglos am Körper, Hände leicht zur Faust geballt. Der kleine Pausbäckige schaute in die Runde. Seine glattrasierten Wangen waren gerötet. Mit einer hellen Stimme piepste er sein „Rührt Euch!“

Dieser kleine pausbäckige Mann erschien Martin lächerlich. Die Zornesfalte zwischen seinen Augen verschwand und ein spöttisches Lächeln breitete sich in seinem Gesicht aus. „Das Lachen wird Ihnen hier schon noch vergehen!“, piepste Unteroffizier Pausbäckchen. „Das Lachen ist mir bereits vergangen, weil ich an einen Einsatzort kommandiert wurde, der nicht meiner Verpflichtungserklärung entspricht“, antwortete Martin.

Ein Moment spannungsgeladener Stille. Pausbäckchen: ratlos. „Das muss später geklärt werden“, piepste er, „jetzt erst Sachen einräumen, Bettzeug und Handtücher empfangen!“

Ohne auf Martins Einwand einzugehen, verließ dieser Kugelblitz den Raum. Das „Aaachtung!“ bei dessen Hinausgehen ignorierte Martin. Ratlos setzte er sich auf seinen Kleidersack, unschlüssig, wie er weiter vorgehen sollte. Kugelblitz war mit Martins berechtigtem Hinweis sichtlich überfordert. „Diese Angelegenheit muss ich selber in die Hand nehmen“, sagte Martin halblaut und verließ den Raum. Als er auf dem Flur stand, verfiel er in den Slang der Hochseefischer. „Das gibt’s nicht mal in ’nem Russenfilm“, brummelte er. Martin stand auf dem langen Flur. Es roch nach Bohnerwachs und Desinfektionsmitteln. An den Enden des Flurs war jeweils ein Fenster. Das einfallende Tageslicht

reichte nicht aus, den langen Flur zu erhellen, deshalb wurde er in der Mitte durch an der Decke angebrachte Neonröhren ausgeleuchtet.

Vom Ende des Flurs näherte sich gemächlichen Schrittes ein Hauptfeldwebel, Spieß genannt.

Martin wunderte sich über dessen hagere Statur sowie eine Körpergröße, die er auf mindestens zwei Meter schätzte. Der Spieß ging betont aufrecht. Aufmerksam lauschte er den Stimmen, die trotz der geschlossenen Türen gedämpft aus den Gruppenräumen zu hören waren. Der zweite obere Knopf seiner Uniformjacke stand offen. In der Öffnung steckte ein kleines dickes Buch in schwarzem Pappeinband, an dem ein knallroter Kugelschreiber befestigt war. Diese durch die Soldaten als *Anscheißkladde* bezeichneten Bücher der Hauptfeldwebel dienten dazu, Auffälligkeiten und Unzulänglichkeiten zu notieren, denen unangenehme Dienstverrichtungen außer der Reihe folgten.

Im Näherkommen musterte der Hauptfeldwebel Martin. Der nahm Haltung an. Das gefiel dem Langen. „Genosse Soldat, schon alles eingeräumt?“, fragte er. „Genosse Hauptfeldwebel“, antwortete Martin, „ich muss vorher unbedingt ein Missverständnis aufklären.“ Der Spieß schaute Martin aufmerksam an, zog seine buschigen Augenbrauen in die Höhe und sagte: „Stehen Sie bequem, Genosse Soldat, ein Missverständnis?“ – „Ja, eine Fehlkommandierung.“ – „So, so, Fehlkommandierung.“ – „Ja, ich habe mich zur Grenze-See verpflichtet.“ – „Hm, kommen Sie mit!“

Sie gingen in sein Dienstzimmer. Hauptfeldwebel Lange stand an der Tür. ‚Passt sehr gut zur Körpergröße‘, dachte Martin und hätte beinahe laut gelacht. Im Dienstzimmer griff der Spieß zum Telefon. Mit der freien Hand öffnete er ein Zigarettenetui, entnahm eine Zigarette und klemmte sie zwischen seine Lippen. Er wählte eine Nummer. Eine Teilnehmerin meldete sich. Den Wortlaut dessen, was sie sagte, konnte Martin nicht verstehen. Die Stimme klang abweisend.

Der lange Spieß war trotz der abweisend klingenden Stimme hartnäckig. Er sprach laut und fordernd: „Es handelt sich nicht um eine Bagatelle, sondern um die Fehlkommandierung eines unserer jungen Grenzsoldaten. Das ist wichtig genug, um sofort geklärt zu werden.“

Das machte auf Martin einen gewaltigen Eindruck. Nach einer wohl zustimmenden Antwort am anderen Ende der Leitung legte der Spieß, mit einem verschmitzten Lächeln in Martins Richtung, den Hörer auf. „Ich bin nicht nur lang, ich heiße nicht nur Lange, ich habe auch einen langen Atem.“ Wieder lächelte er. Er zündete seine Zigarette an, nahm einen tiefen Lungenzug, zwinkerte Martin mit einem Auge zu und erklärte ihm den Weg zum Politstellvertreter des Kommandeurs. Dann legte er seine große sehnhige Hand

auf Martins Schulter und sagte: „So, wie man uns, die Hauptfeldwebel, Mutter der Kompanie nennt, so sagt man zu den Politstellvertretern auch Seelsorger unserer Soldaten.“ Aufmunterndes Nicken, und: „Bei dem sind Sie richtig. Machen Sie ihre Sache gut.“

Damit war Martin entlassen. ‚Feiner Kerl‘, dachte er, ‚aber einen Seelsorger brauche ich nicht, sondern den mir zustehenden Einsatzort.‘ Er setzte sich in Richtung Politstellvertreter in Trab.

Martin klopfte an die Tür mit dem glänzenden Messingschild und der schwarz eingravierten Aufschrift: ‚Politstellvertreter des Kommandeurs‘. Eine energisch klingende Frauenstimme rief „Herein!“ Martin trat ein, zog die Tür ins Schloss und blieb von innen an der Tür stehen. „Sie werden wohl lange warten müssen, Soldat.“ Das war alles, was er zu hören bekam. Ohne ihn eines Blickes zu würdigen, tippte die Frau weiter auf ihrer Schreibmaschine. Die Tür zwischen dem Vorzimmer, in dem Martin und die tippende Sekretärin sich befanden, und dem Dienstzimmer des Politstellvertreters, stand einen Spalt breit offen. Es waren unterschiedliche Stimmen von Männern und lautes Lachen zu hören. Martin blieb nur das Warten.

Erneut kam ihm der Ausspruch in den Sinn, ‚Die meiste Zeit des Lebens wartet der Soldat vergebens.‘ – ‚Ich werde hier nicht vergebens warten‘, dachte er. Da wurde es im Dienstzimmer des Politstellvertreters noch geräuschvoller. Die Tür ging auf, und heraus rauschte mit weit offen stehender Jacke und hochrotem Gesicht – Martin traute seinen Augen kaum – der General, der zuvor die neu angekommenen Grenzsoldaten mit seiner zündenden Rede begrüßt hatte.

Martin spürte, wie sich jeder Muskel, jede Sehne in ihm spannte. Sein zorniger Gesichtsausdruck fiel dem General auf. „Genosse Soldat“, sagte er, „an diesem für Ihr Leben so bedeutsamen Tag ein derart finsternes Gesicht?“ Dabei wehte eine kräftige Alkoholfahne zu Martin herüber.

Totale Stille.

Der General hatte gesprochen. Die Sekretärin hatte aufgehört, zu tippen. Alle starrten auf den Grenzsoldaten mit dem zornigen Gesicht. Der aber hatte plötzlich einen ‚wüstenmäßig‘ trockenen Hals, wie einer von Martins ehemaligen Bordkumpels bei der Fischerei, der aus der französischen Fremdenlegion in den Osten Deutschlands geflüchtet war, manchmal sagte, wenn der Durst, besonders der nach alkoholischen Getränken, ihn überkam. In diesem Moment wünschte Martin sich einen so starken und zuverlässigen Kumpel an seiner Seite. Er spürte, wie seine Knie weich wurden, als er so unerwartet einem richtigen General Auge in Auge gegenüberstand. Dann jedoch kehrte der Zorn zu ihm zurück. Im Wechselbad seiner Gefühle brach es aus ihm her-

vor: „Genosse General, bedeutsam war für mich der Tag, an dem ich mich freiwillig für drei Jahre zur Grenzpolizei-See verpflichtet habe – See, nicht Land, freiwillig, Genosse General.“

Der General musterte interessiert den vor ihm stehenden Soldaten. Dieser Jüngling scheute sich nicht, seinem General direkt in die Augen zu sehen. Der im Hintergrund stehende, gepflegt aussehende Offizier, ein Major mit dunkler Brille und einer in mächtigen Wellen nach hinten gekämmten Haarpracht, gestikuliert beschwichtigend mit der rechten Hand, in der er eine glimmende russische Papirossi-Zigarette hielt. Die Sekretärin verhielt den Atem und biss sich auf die Unterlippe ihres knallrot geschminkten Mundes. Die Hände hatte sie über ihrem vor Erregung zitternden üppigen Busen verschränkt. Zunächst, so erschien es Martin, wurde das Gesicht des Generals nach dieser Antwort noch röter, als es ohnehin durch die aus dem Dienstzimmer des Politstellvertreters ausströmende Hitze und dem dort scheinbar reichlich konsumierten Alkohol schon gewesen war. Die Gesichtszüge des Generals, in denen eine tiefe Zornesfalte zu sehen gewesen war, glätteten sich. Zur offensichtlichen Erleichterung der im Raum Anwesenden knöpfte er betont auffällig und eher umständlich seine Uniformjacke zu, straffte seinen massigen Körper und fragte, ganz der Vorschrift entsprechend: „Genosse Soldat, gestatten Sie, dass ich Sie berühre?“

Martin bemerkte erst jetzt, dass sein eigener oberer Jackenknopf offen war. Unter der bereits einige Stunden andauernden Anspannung dachte er nicht an die während der Grundausbildung für derartige Situationen eingebläute Antwort. Diese hätte lauten müssen: „Jawohl, Genosse General.“ Stattdessen sagte er: „Na klar doch.“

Beim General, noch mehr aber wohl bei den anderen Anwesenden, entstand eine Pause der Überraschung oder eher des Erschreckens über diese unangemessene Antwort.

Im Vorzimmer wurde es ungewöhnlich still.

Martin, mit einem Lächeln, welches viele Menschen immer wieder angenehm berührte, ergänzte: „So was wird man von ’nem richtigen General ja nicht jeden Tag gefragt.“ Der General lachte laut. Er legte dem vor ihm in militärisch korrekter Grundstellung Ausharrenden väterlich-jovial seine Hand auf die Schulter, drehte sich halb zu den anderen um und sagte: „Dieser Grenzer verfügt nicht nur über ein gesundes Selbstbewusstsein – der hat auch eine gehörige Portion sozialistischen Soldatenhumor. Dem knöpft sein General eigenhändig den offenen Jackenknopf zu.“ Und das tat er wirklich. Er nahm seine Hand von Martins Schulter und knöpfte ihm die Jacke zu. Martin war, wie er es vormals während seiner Zeit bei der Fischerei formuliert hätte, etwas ‚aus dem Lot‘.

Die Anspannung wich. Der General reichte Martin die Hand. Den festen Druck dieser Hand, die sich wie die eines Arbeiters anfühlte, erwiderte Martin nach Kräften. Während der General noch Martins Hand in der seinen hielt, sagte er: „Solche jungen Klassenkämpfer, wie Sie einer sind, werden hier, an unserer westlichen Flanke zum Klassengegner, dringend gebraucht.“ Er atmete tief ein und aus, wobei erneut eine kräftige Alkoholfahne Martins Geruchsnerven kitzelte, „aber trotzdem – immer auf die laut Dienstvorschrift vorgegebene Antwort achten.“ Jetzt trat der General zwei Schritte zurück und sagte: „Genosse Soldat, ich wünsche Ihnen für den verantwortungsvollen Dienst, ganz gleich, ob hier oder auf einem unserer Grenzboote, viel Erfolg.“

Martins Erregung war noch nicht völlig abgeklungen. „Das Gleiche, Genosse General, wünsche ich Ihnen auch.“ Der General schüttelte sich vor Lachen. Er lachte, dass es bis zum Flur hinausdröhnte. Die anderen trauten sich nun auch. So etwas hatten sie hier noch nicht erlebt. Sogar die Blondine von der Schreibmaschine lachte mit, wobei ihr oberer offener Blusenknopf an zu langem Faden heftig hin und her schaukelte. Im Hinausgehen sagte der General zum Politstellvertreter: „Sorgen Sie dafür, dass dieser junge Grenzer dort hinkommt, wohin er sich verpflichtet hat, an dem für ihn bedeutungsvollen Tage, für drei Jahre, freiwillig.“ Er ging hinaus. Auf dem Flur hörte man ihn immer noch lachen. Martin durfte wegtreten.

Auf seinem Weg über den langen Flur dachte er: ‚Vielleicht näht ja heute Abend der General bei der Sekretärin den oberen offenen Blusenknopf an. Meine Jacke hat er ja auch zugeknöpft.‘ Trotz der gerade bestandenen Feuer- taufe erlag nun auch Martin einem seiner für ihn so typischen Lachkoller.

* * *

Im Vorbereitungsgespräch für seine Versetzung zur Grenzpolizei-See wurde Martin angeboten, sich zum Funker ausbilden zu lassen. Er war einverstanden. Für ihn war nur eines wichtig: drei Jahre dienen, Abitur nachholen und dann endlich studieren. Nach erfolgter Spezialausbildung zum Funker wurde er an Bord eines Grenzbootes eingesetzt. Es war ihm recht. Auch wenn er den Seemannsberuf nicht zeitlebens ausüben wollte, so hatte er doch während der Zeit auf *seinem* Schiff inmitten *seiner* Besatzung und in der Obhut *seines* alten Kapitäns das nasse Element lieben gelernt. Die Männer des Schiffes, auf dem er die längste Zeit bei der Hochseefischerei zur See gefahren war, blieben ihm in guter Erinnerung. Zur Besatzung des Grenzbootes, auf dem er als Funker diente, fand er schnell Kontakt. Besonders der Kommandant war für ihn bald ein Mensch, dem er vollkommen vertraute. Außerdem liebte Martin

seine Heimatregion. Wesentlich für ihn war die Nähe zu Jan, mit dem er über all die vergangenen Jahre immer noch Kontakt hatte.

* * *

Grenzpatrouillen innerhalb der Dreimeilenzone gehörten für die Besatzungen auf den Booten der Grenzpolizei-See zum Alltag genauso wie das Wachestehen an der Pier und die ständigen Alarmübungen für den Ernstfall.

Eines Abends wurde wieder einmal Gefechtsalarm ausgelöst. Drei große, schwarze Limousinen standen an der Pier. Aus diesen stiegen Männer in Zivilkleidung auf drei zum sofortigen Auslaufen befohlene Grenzboote. Darunter auch jenes, auf dem Martin diente. Einen der Zivilisten brachte der Kommandant zu Martin in den Funkraum.

„Befolgen Sie die Anweisungen dieses Genossen“, befahl er. Eilig verließ der Kommandant den Funkraum, um seinen Platz im Kommandostand einzunehmen. Einem Zivilisten den Zugang zum Funkraum zu gewähren, war ein außergewöhnlicher Vorgang. Technik in Funkräumen unterlag der Geheimhaltung genauso wie Informationen, zu denen ein Funker Zugang hatte. Der Zivile entnahm der Innentasche seiner Lederjacke ein in Klarsichtfolie befindliches Blatt Papier. Dabei wurde eine Maschinenpistole mit abgeklapptem Metallbügel sichtbar, wie Martin sie bei Angehörigen der Luftlandetruppen gesehen hatte. Der Lederjackenmann mit der MPi nannte Martin eine Frequenz und beauftragte ihn mit dem Senden einiger codierter Buchstaben- und Zahlenreihen, die er von dem Blatt ablas. Danach musste Martin auf der ihm nicht vertrauten Frequenz auf Empfang schalten und warten.

Die drei in Alarmbereitschaft versetzten Grenzboote waren währenddessen mit abgeblendeten Lichtern und niedriger Fahrtstufe aus dem Hafen in offenes Gewässer gelangt. Dort ließen sie sich treiben.

Dann: ein für den Zivilen bestimmter Funkspruch. Der stürmte sofort zum Kommandanten. Unmittelbar danach strebten die drei Grenzboote mit äußerster Kraft und immer noch abgeblendeter Lichterführung einem gemeinsamen Ziel entgegen. ‚Wieder eine Übung‘, dachte Martin. Auf allen drei Grenzbooten wurden starke Scheinwerfer aufgeblendet. Man hatte einen kleinen Fischkutter aufgebracht. Die Besatzung des Fischkutters wurde angewiesen, längsseits zu gehen. Ein zweites Grenzboot flankierte ihn an der anderen Seite. Martin konnte aus dem Bullauge seines Funkraums erkennen, dass drei Zivilisten zum Fischkutter hinüberkletterten. Ihre Maschinenpistolen hielten sie schussbereit. Auf dem Fischkutter musste der Laderaum geöffnet werden.

„Raus mit Euch!“, hörte Martin einen der Zivilen brüllen.

Drei Männer kletterten an Deck. Sie wurden durch die Zivilen mit vorgehaltener Waffe gezwungen, sich auf die Decksplanken zu legen. Dann wurden sie gefesselt und gründlich durchsucht. Danach durften sie sich hinstellen. Martin erkannte die eisernen Handschellen an den Handgelenken. Den Besatzungsmitgliedern des Fischkutters geschah das Gleiche. Alle wurden paarweise auf die Grenzboote verbracht. Den Fischkutter übernahmen zwei Zivile. ‚Offensichtlich keine Landeier‘, dachte Martin und musste plötzlich an Jan, seinen großen starken Freund denken, der einen Fischkutter gleicher Bauart besaß, an dessen Ruder er so manches Mal gestanden hatte. Als die drei Grenzboote und der Fischkutter im ersten Morgengrauen in den Bootsstützpunkt der Grenzpolizei-See zurückkehrten, mussten die in Handschellen Gefesselten in die immer noch dort stehenden, durch zwei Wachtposten der Grenzer gesicherten schwarzen Limousinen einsteigen. Einer der Gefesselten, es handelte sich um einen jungen Mann, weinte laut. Das blieb Martin lange Zeit in Erinnerung.

* * *

Martin träumte. Im Traum sah er sich durch jenes Krankenhaus gehen, in dem er als Kind seine Mutter Liesa besucht und Lieder vorgesungen hatte, auch dann wenn Liesa nicht im Krankenhaus gewesen war. In Martins Traum ging eine Krankenschwester mit ihm von Station zu Station und von Zimmer zu Zimmer. Sie kamen bei Liesa vorbei. Die streckte ihre Hände nach Martin aus und sang das Wiegenlied „Schlafe, mein Prinzchen, schlaf ein.“

Dann sah Martin sich auf einer Fußbank stehen. Er hielt eine Violine in der linken Hand. Mit der rechten wollte er den Geigenbogen zum Instrument führen, doch die war leer. Die Krankenschwester und Martin kamen zur Kinderstation. „Man muss dem Herrgott dankbar sein, dass man nicht so krank ist wie die lieben Kleinen“, sagte die Krankenschwester. Sie schwebte über dem Boden, ihre Füße in einer weißen Wolke. Jetzt nahm ihr Gesicht das von Martins verstorbener Großmutter an. Die saß aufrecht in einem offenen schwarzen Sarg. „Mein lieber Junge“, sagte sie, „das Leben muss Gott wohlgefällig sein.“ Dann flog Martin über das Dach jenes Hauses, in dem seine Familie lebte. Er konnte in die Dachkammer des Hauses sehen. In dem Doppelbett, in welchem auf einer Seite Martin und auf der anderen seine Mutter Liesa schlief, lag ein kleiner krummbeiniger Russe auf Liesa, die nackt war und ihre Beine weit gespreizt hatte. Der Russe hielt in der rechten Hand die große Pistole mit dem langen Lauf und dem kastenförmigen Holzgriff und rief: „Uriiee!“ In der linken hatte er den alten metallenen Wecker mit den zwei Glöckchen darauf, die laut klingelten. Martins Großvater stand mit der hoch erhobenen Ruder-

pinne eines Segelbootes über den Beiden und rief: „Was man beginnt, muss man zu Ende bringen!“ Dann holte er zum Schlag gegen den krummen Rücken des kleinen Russen aus.

Schweißgebadet erwachte Martin. Er hatte im Traum laut geschrien. Sein Kommandant stand neben ihm an der Koje, die Hand auf Martins glühend heißer Stirn. „Keine Angst, Genosse“, sagte er, „Sie sind nicht allein.“ Nach einer längeren Erholungsphase in der medizinischen Einrichtung der Grenztruppen wollte Martin so schnell wie möglich zurück an Bord. Wenn die Verhältnisse auf den Grenzbooten, von den Männern scherzhaft als Kampfbleche bezeichnet, alles andere als komfortabel waren, so fühlte er sich in der Gemeinschaft der Besatzungsmitglieder, vor allem jedoch in der Nähe seines Kommandanten, geborgen.

* * *

„Gehen Sie zum Politstellvertreter“, sagte Martins Kommandant, „Sie sind angemeldet.“ Martin ging.

„Na, Genosse“, empfing ihn der Politnik, „voller Erwartungen?“ – „Ja“, antwortete Martin. „Alle für Ihre Weiterbildung im zivilen Bereich erforderlichen Dokumente liegen für Sie in der Kaderabteilung bereit. Alles wie vereinbart, Sonderstipendium inklusive.“ – „Danke, Genosse Kapitänleutnant.“ – „Setzen Sie sich“, sagte der Politnik. Das war nicht üblich, dass ein Unterstellter im Beisein eines höheren Vorgesetzten sitzen durfte. Martin war überrascht, was der Politnik bemerkte. „Bedanken Sie sich nicht bei mir, sondern bei sich selber. Es ist Ihnen zugesagt und wird eingehalten. Erzählen Sie mir doch etwas aus Ihrem Privatleben – natürlich nur, wenn Sie möchten. Hab Ihren Kommandanten dazu befragen wollen – in allerbesten Absicht meinerseits, aber der meinte, dass er die ihm anvertrauten persönlichen Angelegenheiten seiner Männer auch vertraulich behandle. Einen tollen Kommandanten haben Sie.“

„Bisschen schwierig für mich, über Privates zu reden, ist nicht so toll in meinem Zuhause, aber, wenn Sie mir die Formulierung nicht übel nehmen, Genosse Kapitänleutnant, dem Seelsorger in der Truppe sollte man sich schon anvertrauen.“ Der Kapitänleutnant lachte. „Seelsorger ist mein Vater, ein guter übrigens. Meine Entscheidung, den Offiziersberuf zu ergreifen, hat er nur schweren Herzens geschluckt – und dann auch noch die Widerstände, die ich zu überwinden hatte. War nicht so einfach, in unserem Staat Offizier werden zu dürfen, mit einem Pfarrer als Vater.“ Martin grinste. „Klar, versteh' ich.“ Dann erzählte Martin das, was ihm immer wieder schwer zu schaffen machte. Er schilderte die ärmlichen häuslichen Verhältnisse und wie diese ihn belaste-

ten. Einen aufmerksamen Zuhörer hatte er gefunden. Lange saßen sie beieinander. Außer zu seinem Kommandanten hatte Martin seit langer Zeit kein so großes Zutrauen zu einem anderen Menschen gefasst.

* * *

Martin war im letzten Halbjahr seiner Dienstzeit. Er nahm den ihm noch zustehenden restlichen Urlaub und reiste nach längerer Zeit wieder einmal in seine Geburts- und Heimatstadt. Dort nämlich gab es ein Mädchen aus Kinder- und Jugendtagen, an das er oft dachte. Martin erinnerte sich an die Jahre gleich nach Kriegsende, in denen das Leben sich nach und nach normalisierte. Damals besuchte Verena manchmal eine Freundin, und Martin durfte dabei sein. Verenas Freundin hatte eine Tochter Julia, genannt Jule. Im Gegensatz zu der Familie, in der Martin aufwuchs, einer Familie, die mit sieben Personen in einer Zweizimmerwohnung mit dem dazugehörigen Zimmerchen unter dem Dach zusammengepfercht war, lebte Verenas Freundin mit Tochter Julia und deren Großmutter am Stadtrand in einem Haus mit Garten. Im Erdgeschoss dieses idyllisch gelegenen Hauses befand sich ein damals sogenanntes doppeltes Wohnzimmer, bestehend aus zwei durch eine gläserne Schiebetür voneinander trennbaren Räumen. Im vorderen dieser beiden Räume befand sich ein großer, runder Tisch. Auf dem stand auf einer bunt geblühten Tischdecke und einer in der Mitte des Tisches darüberegelegten kleineren weißen Decke mit Spitzen, je nach Jahreszeit eine große Vase mit Schnittblumen aus dem das Haus umgebenden Garten. Die besonders hohen Lehnen der vier Stühle, die an diesem Tisch standen, waren in ihrer Mitte mit dunkelbraunem Leder bezogen, das an den Rändern durch metallene, goldfarbene Knöpfe gehalten wurde. Die äußeren Ränder dieser Stuhllehnen waren aus Holz, das durch Schnitzereien verziert war. In unmittelbarer Nähe zum Fenster stand ein Klavier. Julia erhielt Klavierunterricht. Im zweiten, durch die gläserne Schiebetür abtrennbaren Raum – die Schiebetür stand meistens halbseitig offen – lag ein Orientteppich, auf dem Couch und Sessel standen, die sehr viel Geld gekostet haben mussten, worauf die am unteren Ende kunstvoll mit Schnitzereien verzierten Beine und der samtene Stoff hindeuteten. Der Couchtisch war ein Prunkstück. Die aus dunklem Holz gearbeiteten Beine verliefen, aus einem Stück in der Mitte unter der Tischplatte hervorkommend, in einem sanft geschwungenen Bogen nach außen. Auch sie waren an den Füßen durch Schnitzereien verziert. Die Tischplatte bestand aus vielen kleinen, zu einem Bild zusammengefügteten bunten Kacheln. Trotz der Kristallschale, die auf dem Couchtisch stand, konnte man auf diesem Bild ein Schiff mit Lateinersegel

und einem aufrecht im Schiff stehenden dunkelhäutigen Menschen mit Turban und Krummsäbel erkennen. Einen derartigen Komfort, wie diese Räume ihn aufwiesen, wenige Jahre nach dem Krieg, hatte das damalige Kind Martin zuvor noch niemals gesehen.

An jedes Detail in dieser Wohnung erinnerte Martin sich genau, insbesondere jedoch an Julia, das Klavier spielende Mädchen. Verena hatte Martin schriftlich mitgeteilt, dass sie mit ihren zwei Kindern und dem Großvater in eine andere Wohnung umgezogen sei. Außer der neuen Adresse waren keinerlei weitere Informationen in dem kurzen Schreiben enthalten.

Martins Mutter Liesa war für alle Zeiten in einem Pflegeheim untergebracht worden. ‚Sicher habe ich in der neuen Wohnung mein eigenes Zimmer‘, dachte Martin, ‚das kleine Zimmer unter dem Dach bei der alten Wohnung war ja auch mein eigenes Reich. Ich werde mein neues Zimmer renovieren und einrichten‘, überlegte er während der Heimfahrt. Dann eine Einweihungsfeier mit alten Freunden, oder – Martin lächelte – vielleicht mit einer neuen, alten Freundin?

Martin kam, nachdem Verenas Tochter ihm geöffnet hatte, in die neue Wohnung. Verena saß mit einer Frau am Tisch des Wohnzimmers. Sie schaute mit müden, stark geröteten Augen kurz zu Martin und sagte: „Na, da bist Du ja.“ Dabei blieb sie am Tisch sitzen und unterhielt sich weiter mit der Frau. Martin war an ähnliche Empfänge aus zurückliegender Zeit gewöhnt. Dennoch erboste es ihn jedes Mal erneut. Vormalig ging er dann in sein kleines Reich unter dem Dach des Hauses in der alten Wohnung. Dieses Mal wusste er nicht, wohin er sich hätte zurückziehen sollen. Für ihn war in der neuen Wohnung kein eigener Raum vorgesehen. Später am Abend dieses Tages versuchte er, die Situation zu seinen Gunsten zu beeinflussen. Er bot an, einen noch größeren Geldbetrag, als er es ohnehin jeden Monat tat, nach Hause zu schicken. Dann müsse er aber auch sein eigenes Zimmer haben, und sei es um den Preis eines nochmaligen Umzuges, den er finanzieren und seinen Urlaub dafür verwenden würde. „Nein, und nochmals nein, Du bist ja doch nie zu Hause“, entschied Verena und wandte sich ab. Am Abend schrieb Martin in sein Tagebuch: „Ich habe vieles für Euch getan. Einen Platz habe ich hier nicht mehr.“

* * *

Nach einer unruhigen Nacht auf der alten abgewetzten Couch im Wohnzimmer entnahm Martin seinem großen Schrankkoffer die besten Kleidungsstücke, zog sich schick an und ließ sich mit einem Taxi in jene Wohngegend fahren, in welcher er früher mit Verena bei deren Freundin und ihrer Tochter Julia gewesen war. Er wollte ‚nur mal so‘ dort entlang gehen. ‚Es ist Wochen-

ende', dachte er, 'man kann ja nicht wissen, wie das Schicksal so spielt, vielleicht ist sie ja zu Hause.'

Von der gegenüberliegenden Straßenseite schaute Martin zu dem Haus, in welchem Julia wohnte. Ein Zaun umgab Haus und Garten. Ein großer brauner Hund, der auf Martin aufmerksam geworden war, rannte zum Zaun und bellte. Julia kam um die Hausecke und schaute gegen die Sonne zu Martin. Sie hielt eine Hand schützend über die Augen. „Martin?“, fragte sie mit unsicherer Stimme.

Diese Stimme, die Figur, das lange, kastanienbraune Haar, die dunklen Augen – genau so, wie Martin es in Erinnerung hatte, nur reifer, weiblicher und noch schöner als in früherer Zeit. Er schnipste lässig die Orient-Zigarette auf den Boden, trat sie aus und ging hinüber. Der Hund knurrte zornig. „Brav, mein Junge“, beruhigte Julia ihn. „Wohl dem, der so gestreichelt wird“, sagte Martin. Er ging dicht an den Zaun heran. „Jetzt trennt uns nur noch ein Gartenzaun“, dachte er. „Möchtest du hereinkommen?“

„Deswegen bin ich hier“, dachte er. Im Haus war der Vorgang bemerkt worden. Julias Mutter forderte Martin auf hereinzukommen. Sie traten ein. Im Zimmer mit dem großen runden Tisch standen, genau wie früher, in einer großen Vase frische Blumen. Alles war blitzsauber. Aus der Küche duftete es nach gebratenem Fleisch.

Martin bekam Kaffee gereicht, „aus dem Westen“, betonte Julias Mutter. Erinnerungen an frühere Zeiten wurden ausgetauscht. Martin durfte rauchen. Gern wäre er noch geblieben, verabschiedete sich jedoch kurz vor Mittag. Julia begleitete ihn bis zur Gartenpforte und reichte ihm ihre zarte Hand, die Martin lange in der seinen hielt. „Ich hol' Dich heute Abend ab“, sagte er, „gehen wir doch mal tanzen.“ – „Nur am Nachmittag zum Tanztee“, antwortete Julia. Sie entzog ihm ihre Hand. „Hm“, machte Martin und dachte: ‚Kindergarten?‘ Dann besann er sich und sagte zu.

Nachmittag und früher Abend verliefen anders, als Martin es bisher bei derartigen Anlässen kennengelernt hatte. Die Frauen, die er sonst nach Hause begleitete, küssten heiß und in der Gewissheit des bevorstehenden sexuellen Geschehens. Julia entzog sich ihm. Vor ihrem Haus reichte sie ihm die Hand und schloss eilig die Gartenpforte. „Ist wohl die Unerfahrenheit“, dachte Martin, „vielleicht aber auch die Unberührtheit.“

Ernüchternde Realität riss ihn aus seinen Gedanken, als er die alte abgewetzte Couch sah, auf der er nun des Nachts im Urlaub würde schlafen müssen. Wie unvergleichlich anders war es wohl in dem gepflegten Hause, in welchem Julia im Obergeschoss ihr eigenes Zimmer hatte. Über diesem Gedanken schließ er ein.

* * *

An jenem Tag, an dem Martin und Julia sich zum letzten Mal trafen und wussten, dass es das letzte Mal sein würde, ging Martin abends wieder einmal in die Hafenkneipen. ‚Die feine Klavier spielende Dame denkt sicher, dass ich für sie nicht gut genug bin‘, dachte er. ‚Führen sich auf wie die Bürgerlichen aus der sogenannten besseren Gesellschaft.‘ Hafenkneipen, die er an diesem Abend aufsuchte, gehörten zu dem für Angehörige der bewaffneten Kräfte verbotenen Terrain. „Darauf schieß‘ ich“, sagte Martin in der Runde der Zecher, von denen er einige aus seiner Zeit bei der Fischerei kannte. Erst zogen sie durch Kneipen, dann randalierten sie in den Hafengassen. An mehr konnte Martin sich nicht erinnern.

Im ersten trüben Tageslicht erblickte er neben sich eine Frau. Sie mochte wohl so um die dreißig Jahre alt sein. Die ‚Dame‘ war nackt. „Na, mein Kleiner“, sagte sie und lachte. Zähne, gelb vom Rauchen, übler Mundgeruch. Martin, nackt, sprang aus dem muffig riechenden Bett. Von einem wackligen Stuhl nahm er seine Sachen und begann, sich anzuziehen. Da lachte die ‚Dame‘ nicht mehr. „He, Kleiner, erst zahlen“, schrie sie, „oder soll ich die Militärstreife holen?“ Offensichtlich hatte sie in den Taschen des Betrunkenen gewühlt und dabei den Dienstausweis gesehen. Ein größerer Geldschein beruhigte sie. Erleichtert stellte Martin fest, dass seine Geldbörse und der Wehrdienstausweis vorhanden waren. Auch sein altes Seefahrtsbuch steckte in der Jackentasche. Dass Martin noch ein Seefahrtsbuch hatte, verdankte er eigener Nachlässigkeit. Während der Fischereizeit hatte er seines verlegt. Gegen eidesstattliche Erklärung über den Verlust wurde ihm ein neues ausgestellt. Seefahrtsbücher mussten, wenn man Angehöriger der bewaffneten Kräfte werden wollte, beim Seefahrtsamt abgegeben werden. Martin gab nur das neu ausgestellte ab, fand das alte und behielt es. Bei Kontrollen in für ihn unerlaubten Gegenden, immer in Zivil, hatte es ihm einige Male gute Dienste geleistet.

Fluchtartig verließ Martin die ‚Dame‘. Vor der Tür musste er sich übergeben. Mit der ersten, morgens menschenleeren Straßenbahn fuhr er nach Hause. Beim Anblick der alten Couch und seines Koffers kam Traurigkeit und Verzweiflung über ihn. Die Arme auf der Tischplatte verschränkt, den Kopf auf den Armen, schlief er ein.

* * *

Martin erwachte, als der Großvater ins Zimmer kam. Noch im Halbschlaf tauschte er den Seemannsgeschichten, die der Großvater zu Martins Kinderzeiten immer und immer wieder erzählt hatte. Offensichtlich lebte der Großvater aber nicht nur in der Vergangenheit.

Während des Urlaubs hatte Martin alte Freunde in der Umgebung der früheren Wohnung aufgesucht. Die erzählten, dass Martins Großvater während einer Mitgliederversammlung der Parteiorganisation der SED des Wohngebietes in großer Erregung das Wort ergriffen hatte. Der alte Seemann und Werftarbeiter war nicht wortgewandt genug, um das auszudrücken, was bereits Ende der fünfziger Jahre manch alten, von der Richtigkeit seiner Sache überzeugten Kommunisten bewegte. Dennoch hatten viele begriffen, was dieser Kämpfer der ersten Stunde hinsichtlich großer Unzufriedenheit im Kreise alter Genossen hatte mitteilen wollen. Als seitens des Versammlungsleiters versucht worden war, die Kritik des Alten ins Lächerliche zu ziehen, hatte der Großvater zum ersten Mal die Parteiversammlung im Zorn verlassen. Gemeinsam mit ihm waren einige ältere, aber auch jüngere Parteimitglieder wütend aus dem Raum gegangen. So etwas hatte es im Wohngebiet, in dem vorwiegend Arbeiter ansässig waren, zuvor noch niemals gegeben. Über der Erinnerung an diese Berichte war Martin wieder eingeschlafen.

* * *

Es klingelte an der Wohnungstür. Martin öffnete. Der Postbote überreichte ihm ein Eiltelegramm: „Sofort auf kürzestem Wege zur Einheit zurück!“ Er verabschiedete sich vom Großvater, küsste ihn auf die schweißnasse Glatze und sagte: „Opa, ich komme bald wieder, um nach Dir zu schauen.“ Mit gemischten Gefühlen trat Martin, familiär Entfremdeter, enttäuschter Liebender, die Rückreise an. Er hatte sich so sehr auf seinen Urlaub gefreut, sein neues Zimmer hatte er herrichten und einrichten wollen, auf Liebe hatte er gehofft – Enttäuschung war es, was ihm blieb. Obwohl er einem Befehl folgte, kam die Rückfahrt ihm vor wie eine Flucht, ein Fliehen aus Situationen, die sein Leben überschatteten. Ein Satz des Großvaters blieb ihm in Erinnerung: „Vielleicht könnt Ihr Jungen in Ordnung bringen, was aus dem Lot geraten ist.“ Nichts war dem Alten geblieben als Einsamkeit auf seinem alten Lehnstuhl am Fenster und die Enttäuschung, dass vieles sich nicht erfüllte, was er und seine Genossen erhofft hatten – die wenigen noch lebenden und die vielen, die ihr Leben geopfert hatten. „Großvater“, sprach Martin vor sich hin, „wir werden es in Ordnung bringen.“

* * *